

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Bartholomäus Grill, Stefan Hippler

Gott, Aids, Afrika

Eine Streitschrift

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

INHALT

11 **Die schlaflose Nacht**

Einleitungsgedanken von Henning Mankell

23 **Im Süden nichts Neues**

*Die größte Massenvernichtungswaffe unserer Zeit:
das HI-Virus*

29 **Und das soll alles gewesen sein?**

*Was ich als Priester wollte und wie ich in Afrika zum
Aids-Aktivisten wurde*

37 **Eine Strafe Gottes?**

Die »Lustseuche« und das Schweigen unserer Kirche

45 **Ein Zeichen der Hoffnung**

*Wie unsere Hilfsorganisation HOPE Cape Town entstand
und was wir tun*

57 **Niemand stirbt an Aids**

*Kleines ABC zur Vermeidung von Mythen und Miss-
verständnissen*

63 **Schweigen bis ins Grab**

Warum Aids-Kranke die Wahrheit nicht wissen wollen

- 67 **Die Ministerin empfiehlt: Rote Beete**
Das große Schweigen und die skandalöse Aids-Politik der südafrikanischen Regierung
- 77 **Lebensschutz oder Todesurteil?**
Die Widersprüche der römisch-katholischen Morallehre
- 83 **Die Hochzeit**
Was tun, wenn sich der geliebte Partner infiziert hat?
- 87 **Wer nicht zahlen kann, stirbt!**
Big Pharma und die Aids-Katastrophe in Afrika
- 97 **Unbefleckt vom richtigen Leben**
Warum unsere guten Absichten oft an den afrikanischen Realitäten scheitern
- 103 **Kann ich noch arbeiten?**
Trotz HIV-Infektion – das Leben geht weiter
- 107 **Gesundheitskrieger aus Europa**
*Antiretrovirale Aids-Medikamente sind unverzichtbar.
Aber sie sind keine Allheilmittel*
- 113 **Der einsame Hirte im Vatikan**
Die katholische Morallehre im Spannungsfeld von Glaube und Wissenschaft
- 119 **Der letzte Geburtstag**
Der Tod des kleinen Fareed – ein alltäglicher Skandal in Afrika
- 121 **Wer richtet, wird gerichtet werden**
Schuld und Unschuld sind nutzlose Kategorien in der Aids-Debatte

- 123 **Safari in Sambia**
Die Geschichte des HIV-positiven Kindermädchen Vuyie – ein modernes Märchen aus Südafrika
- 131 **Von Heiligen und Sündern**
Milliarden und Abermilliarden für den Krieg – und eine kleine Spende für den Kampf gegen die Seuche
- 137 **Massenmord durch Gleichgültigkeit**
Die Weltfamilie macht sich durch ihr halbherziges Handeln mitschuldig
- 145 **Erbarmen geht vor Gesetz!**
Wie sich fünf deutsche Weihbischöfe in Südafrika ein Bild von der Pandemie machen
- 151 **Rom hört immer mit**
Warum der Besuch der deutschen Bischöfe große Irritationen hinterließ
- 157 **Fürchtet euch nicht!**
Über den kirchlichen Umgang mit der Wahrheit
- 163 **Bist du ein Maultier?**
Über die sexuellen Zwänge, denen Mädchen und junge Frauen in Afrika ausgesetzt sind
- 167 **Die Sache mit dem Gummi**
Der Streit über Kondome führt in die Irre
- 173 **Wir sind nicht verloren!**
Wie junge Menschen aus Lesotho mit ungewöhnlichen Methoden gegen die Seuche kämpfen
- 181 **Reisefreiheit? Nur für Gesunde!**
Wer sich mit dem HI-Virus infiziert hat, ist in vielen Staaten unerwünscht

- 185 **Wie menschlich darf Jesus sein?**
Warum unsere Kirche auf fundamentale Herausforderungen viel zu langsam reagiert
- 191 **Wir brauchen eine Aids-Theologie!**
Das Prinzip der oikonomia – ein Ausweg aus dem katholischen Dilemma
- 199 **Und sie bewegt sich doch?**
Statt eines Nachworts: ein paar Wünsche an unsere Kirche
- 205 **Danksagung**
- 207 **HOPE Cape Town – Kontakt und Information**

DIE SCHLAFLOSE NACHT

Einleitungsgedanken von Henning Mankell

Eines Nachts im letzten Herbst wache ich plötzlich auf. Wenn ich weit vor der Morgendämmerung im Dunkeln die Augen öffne, frage ich mich, was mich aus dem Schlaf gerissen hat. Doch ich brauche nicht lange zu grübeln. Ich weiß die Antwort. Es ist das Gefühl einer großen Bedrohung, das mich zwingt, zur Oberfläche des Bewusstseins hochzusteigen. Nichts ist abstrakt oder fragmentarisch wie im Traum. Es ist eine bei klarem Verstand erlebte Bedrohung, die mich weckt. Ich befinde mich auf einem Schlachtfeld und frage mich, wo meine Waffen hingekommen sind. Der Feind ist unsichtbar. Ich habe keinen Waffenträger. Das Schlachtfeld scheint sich die ganze Zeit auszuweiten. Ich sehe keine Grenzen. Bedrohung trifft es aber auch nicht genau. Ich will eigentlich sagen, dass ich wach werde und Angst habe.

Ich gebe gern zu, dass mich manchmal Furcht erfüllt. Menschen, die von sich sagen, sie hätten nie Angst, sind entweder zynisch oder sagen die Unwahrheit. Ich spreche von Aids. Dass ich nachts wach werde, hat mit meiner Angst davor zu tun, dass die Menschen in der westlichen Welt das Ausmaß der Epidemie, die um den Erdball geht, nicht begreifen.

Wenn wir über die gefürchtete Krankheit nachdenken oder Reden halten, geschieht das in den Kategorien von »wir« und »sie«. Aber wenn es um Aids geht, gibt es keine solche Aufteilung. Das wäre ein Betrug gegenüber dem Bewusstsein und gegenüber der Wirklichkeit. Es gibt kein »sie«, es gibt nur ein »wir«. Auch wenn wir im reichen Teil der Welt bis auf weiteres von einer rasenden Epidemie glücklich verschont geblieben sind. Die steigende Anzahl Aids-Infizierter ist noch nicht so außer Kontrolle geraten wie eine Herde durchgegangener Pferde. Außer in kleineren Enklaven wie gewissen Teilen des von uns so genannten Osteuropas. Aber noch nicht in Westeuropa. Noch nicht. So sieht die Welt aus, in all ihrer brutalen Nacktheit. Wir im Westen stehen ganz vorn in der Schlange, wenn es um den Zugang zu den neuesten antiretroviralen Medikamenten geht, die uns im Zusammenwirken mit unseren sowieso besseren Lebensumständen länger leben lassen, selbst wenn wir das HI-Virus in uns tragen sollten.

Ich liege im Dunkeln und denke darüber nach, dass wir die Welt jetzt mit Hilfe einer neuen Terminologie aufteilen können. Früher haben wir von Armen und Reichen gesprochen, von Entwickelten und Unterentwickelten. Jetzt können wir von den chronisch Kranken und den tödlich Kranken sprechen. Das ist keine absolute Wahrheit. Doch für die Mehrzahl der HIV-Infizierten in den reichen Enklaven der Welt kann Aids als chronische Krankheit gelten, die sich einigermaßen kontrollieren lässt. In armen Ländern kommt der Befund einer HIV-Infektion einem Todesurteil gleich. Nur wenige erhalten einen Aufschub oder die Umwandlung des Urteils in ein chronisches Lebenslänglich, wie es denen vergönnt ist, die zufällig im wohlhabenden Teil der Welt geboren wurden.

So sieht die Welt aus in dieser Herbstnacht. Im Dunkeln liege ich mit offenen Augen da und denke zurück. 1985 sah ich einen jungen Mann aus einem überfüllten Bus aussteigen. Es war in Kabompo, hoch oben in der nordwestlichen Ecke von Sambia, an der Grenze zu Angola. Der junge Mann war sehr mager, er hatte Wundmale im Gesicht und stürzte nach ein paar taumelnden Schritten zu Boden. Familienangehörige, die gekommen waren, um ihn abzuholen, trugen ihn ins Krankenhaus, in dem zwei niederländische Ärzte vergeblich versuchen sollten, ihm zu helfen. Einige Tage später war er tot. Er war der erste Mensch, den ich an Aids hatte sterben sehen, doch wahrlich nicht der letzte. Dies war vor zwanzig Jahren. Es war am Anfang der großen Epidemie.

Ein guter Freund von mir, ein schwedischer Aids-Arzt und brennender Enthusiast, der noch im hohen Alter durch die Welt reist, sich für Aids-Kranke einsetzt und dafür kämpft, dass so viele wie möglich nicht erkranken, erzählte mir von einem Gespräch, das er im Herbst 1981 beim Abendessen mit seiner Frau geführt hatte. Sie war gerade von einer Konferenz über sexuell übertragbare Infektionen bei der Seuchenschutzbehörde im amerikanischen Atlanta zurückgekommen. In den Pausen hatte sie beim Kaffee und in den Korridoren von einer Reihe eigentümlicher Erkrankungsfälle in den USA reden hören. Es war das erste Mal, dass mein Freund von der später als Aids bekannten Krankheit hörte. Die ersten Fälle, die nach und nach die Aufmerksamkeit von Forschern, Ärzten und Infektionsschutzbehörden auf sich zogen, traten vorwiegend unter homosexuellen Männern auf. Zunächst bestand große Unsicherheit darüber, was eigentlich vorging. Auch als das Virus dann identifiziert war und man

zu verstehen begann, dass es sich um eine überaus gefährliche Epidemie handelte, die nicht nur Homosexuelle betraf, sondern alle Menschen mit einem aktiven Sexualleben in Gefahr brachte, und die sogar beim Stillen von der Mutter auf das Kind übertragen werden konnte, konnte sich kaum jemand vorstellen, dass dies der Anfang einer der furchtbarsten Seuchen war, die jemals die Menschheit befallen hat.

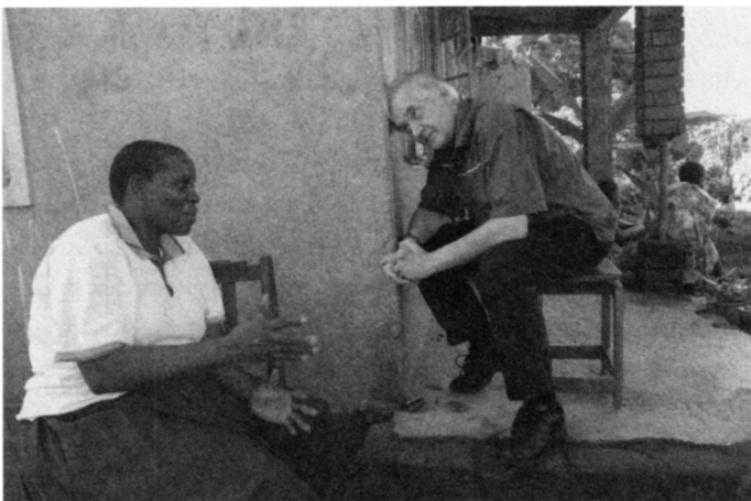
Wie sah die Welt aus damals, im Jahr 1981? Es war schon über zehn Jahre her, dass wir einen Menschen auf dem Mond abgesetzt und lebendig zurückgeholt hatten. Wir befanden uns in der Einleitungsphase einer elektronischen Revolution, die die Welt auf vielleicht dramatischere Weise verändern sollte als die industrielle Revolution, die agrarische und feudale Gesellschaftssysteme in die Schatten hinter den Kulissen geschoben hatte. Bald würde wahrscheinlich das Rätsel des Krebses gelöst sein. Außerdem gab es Forscher, die angesichts der erweiterten Kenntnisse über die Konstruktion der menschlichen Gene und im Wissen um die möglichen Konsequenzen dieser neuen Einsichten eine gigantische biologische Revolution voraussahen. Sollten wir da nicht in der Lage sein, einen neuartigen Typ von Virus aufzuhalten, der auf der menschlichen Bühne auftrat? Es dauerte jedoch eine Weile, bis man ernstlich einsah, dass dieses Virus keinem anderen bis dahin identifizierten glich. Es herrschte damals auf allen Seiten ein mehr oder weniger offener Übermut. Statt Demut dominierte Arroganz.

Heute wissen wir, was wir damals nicht wussten, und zwar vor dem Hintergrund Millionen Toter, Millionen Kranker, Millionen von der Ansteckung Bedrohter. Wir haben einsehen müssen, dass das HI-Virus in seinen unter-

schiedlichen Formen eine gigantische Herausforderung für die gesamte Menschheit darstellt. Im Gegensatz zu anderen Viren, die uns befallen haben, seit die menschliche Rasse aus den Nebeln der Vorzeit heraustrat, ist dies ein Virus, das sich lebenslang in unserer Erbmasse einnistet.

Das war gewiss die dramatischste Einsicht: Wir müssen erkennen, dass wir dieses Virus vielleicht nie werden ausrotten können. Es ist gekommen, um zu bleiben. Wenn wir es nicht ausrotten können, müssen wir lernen, mit ihm zu leben, ihm Zügel anzulegen, alle Krankheitserscheinungen zu bezwingen, die das Virus auslösen kann. Und obwohl wir Menschen nie aufgeben und immer hoffen, müssen wir doch vernünftigerweise davon ausgehen, dass auf absehbare Zeit weder Heilung noch Impfstoff in Sicht sind. Sicher gibt es Forscher und Institutionen, die ihre ganze Kraft daransetzen, die Mittel zu finden, mit denen die

■ *Henning Mankell im Gespräch mit einer Aids-Kranken in Uganda*



Krankheit sich heilen ließe. Doch die Wahrheit ist, dass es keinen triftigen Grund gibt zu glauben, Lösungen lägen in Reichweite. Wir müssen lernen, mit Aids zu leben. Es muss uns klar werden, dass es hier nicht um zukünftige Herausforderungen geht, sondern um solche, die schon jetzt über uns gekommen sind.

In solchen Bahnen bewegen sich meine Gedanken, wenn ich in einer Herbstdämmerung aus dem Tiefschlaf gezogen werde und in der Dunkelheit aufwache. Heute, ein Vierteljahrhundert nach der Entdeckung des Virus – das natürlich schon lange existierte, bevor es den entscheidenden Sprung tat: die Ansteckung von Mensch zu Mensch –, wissen wir vieles von dem, was wir damals nicht wussten.

Gleichzeitig muss die Frage gestellt werden: Wo sind Fehler gemacht worden? Warum haben wir nicht früher auf all die Zeichen reagiert, die es schon vor zehn, vielleicht fünfzehn Jahren gab, sodass wir jetzt alle unsere Kräfte mobilisieren müssen, um diese Epidemie zu bekämpfen, bevor sie uns entgleitet und gänzlich außer Kontrolle gerät? Warum haben wir so lange stillgehalten? Warum waren die Gegenmaßnahmen so zögerlich, so schlecht organisiert, so wenig zielführend? Warum zeigten sich viele politische Führer weltweit wie gelähmt angesichts dessen, was ihren Völkern widerfuhr? Warum stritten einige von ihnen ab, dass die Krankheit überhaupt existierte? Warum wurde so viel Zeit damit vergeudet, mit fehlgeleiteter Energie in den trüben Wassern zu fischen, in denen verschiedene Verschwörungstheorien gediehen? Wie die, dass »feindliche« Laboratorien das Virus geschaffen hätten, um die »überflüssigen« Armen in der Welt auszurotten? Warum haben wir, um es zusammenzufassen, nicht getan, was wir vor zehn, fünfzehn Jahren hätten tun müssen?

Es gibt viele Erklärungen. Dass die Epidemie von einigen führenden afrikanischen Politikern hartnäckig geleugnet wurde, steht außer Frage. Das eindeutigste und schlimmste Beispiel lieferte Südafrikas Präsident Mbeki. Doch er ist nicht allein. Auch andere afrikanische Führer legten die Hände in den Schoß. Noch vor sieben, acht Jahren zeigte das Ergebnis einer Volksbefragung in Mosambik, dass ein großer Teil der Bevölkerung sich weigerte, an die Existenz einer Krankheit wie Aids zu glauben.

Wenn eines Tages die Geschichte der Krankheit geschrieben wird, wird sich zeigen, dass vielerorts in der Welt eine Verdunklungspolitik praktiziert wurde, nicht zuletzt auf dem afrikanischen Kontinent. Es gab zu viele andere Probleme, die unmittelbare Maßnahmen erforderten. Die HIV-Infektion verlief schleichend, sie wurde an den Menschen erst sichtbar, wenn sie zu Aids geworden und jede Hoffnung schon verloren war. Man konnte sie beiseite schieben, so tun, als gäbe es sie nicht, zumindest für eine gewisse Zeit. Diejenigen, die Bescheid wussten, die Politiker, die Intellektuellen, handelten ihren eigenen Einsichten zuwider. Sie schwiegen, oder falls sie sich doch äußerten, dann geschah es allzu vage und allzu leise.

Schwerwiegender und schlimmer noch ist, dass wir, die zusahen, nicht zuletzt Intellektuelle im aufgeklärten Westen, so unendlich wenig taten, um diese Spaltung in »wir« und »sie« zu verhindern, die sich schon bald, nachdem die Epidemie erkannt war, einbürgerte. Wir haben versagt, wie schon so häufig zuvor. Unsere Erkenntnis dessen, was sich augenscheinlich anbahnte, führte zu nichts andrem als Schweigen oder Ausflüchten. Die Massenmedien schrieben und berichteten, aber eine wirkliche Kraftanstrengung, um Aids ins öffentliche Bewusstsein zu rücken

und Widerstand zu schaffen, blieb aus. Es waren ja nicht »wir«, die von der großen Katastrophe betroffen waren. Betroffen waren »sie«, die anderen.

Kofi Annan, der ehemalige Generalsekretär der Vereinten Nationen, stellte einmal die Frage, wie es komme, »dass, wenn es um die Bekämpfung des Terrorismus in der Welt geht, unbegrenzte Mittel zur Verfügung zu stehen scheinen. Aber wenn es um die Bekämpfung dieses kleinen Terroristenvirus geht, das nicht einmal ein politisches Programm hat, sind die Mittel begrenzt und immer verspätet«. Natürlich ist es so, dass wir niemals ausreichende Mittel bereitstellen können, um die Aids-Epidemie zu bekämpfen. Was immer wir tun, es wird zu wenig sein und außerdem oft zu spät erfolgen. Doch das darf uns nicht daran hindern, bedeutend mehr und bedeutend Besseres zu tun als bisher.

Der Kampf gegen Aids ist die Entscheidungsschlacht des Humanismus. Als Erstes sollten wir die positiven Beispiele betrachten, die trotz allem existieren. In Uganda ist nachweislich eine Veränderung eingetreten, nachdem die politische Führung, bis hinauf ins Präsidentenamt, erkannt hat, dass jetzt alle Kräfte mobilisiert werden müssen, um die Entwicklung zu stoppen. Inzwischen ist die Neuansteckungsrate in dem mittelafrikanischen Land etwas zurückgegangen. Der Unterschied ist nicht groß, aber dennoch wesentlich, weil er deutlich macht, dass eine Veränderung nur möglich ist, wenn die höchste Führung eines einzelnen Landes verantwortungsbewusst vorangeht.

Man fragt sich, was geschehen wäre, wenn Nelson Mandela zehn Jahre jünger und länger Präsident geblieben wäre. Wir alle kennen sein intensives Engagement für die Aids-Problematik. Wie viel weniger Menschen in Süd-

afrika hätten sich angesteckt, wenn die Aufklärungs- und Hilfsarbeit unter seiner Ägide gestanden hätte?

Wo stehen wir heute? 25 Millionen Menschen sind bereits an den Folgen von Aids gestorben, weitere 42 Millionen sind mit dem Virus infiziert. Man rechnet mit jährlich fünf Millionen Neuinfektionen und drei Millionen Toten. Wir haben den Höhepunkt der Epidemie noch nicht erreicht, es kann noch Jahrzehnte dauern. Allein für das kommende Jahrzehnt geht man von mindestens 50 Millionen neuen HIV-Infektionen aus.

In ähnlich klarer Weise auf erforderliche Maßnahmen hinzuweisen ist schwieriger. Im Kampf gegen Aids ist eigentlich alles gleich wichtig. Einen gesicherten und großzügigen Zugang zu Kondomen zu gewährleisten hat den gleichen Wert wie dafür zu sorgen, dass Kinder weltweit die Möglichkeit erhalten, Sprachen zu beherrschen und lesen zu lernen, damit sie sich Informationen zunutze machen können. Aber möglicherweise kann man doch auf eine Maßnahme hinweisen, die wichtiger und entscheidender ist als alle anderen. Es geht darum, die Situation der Frauen in den armen Ländern zu verändern. Frauen, deren Leben aus harter Arbeit auf mageren Böden besteht und ebenso harter Arbeit, um ihre Familien zusammenzuhalten. Ihre Verantwortung ist gewaltig, aber ihr Einfluss ist äußerst begrenzt. Eine Frau in dieser Situation kann von ihrem Mann nicht einfach verlangen, dass er ein Kondom benutzen oder ihr treu sein soll. Ihre Rolle, ihre Möglichkeiten zur Einflussnahme zu verändern wird ausschlaggebend dafür sein, wie die Epidemie unter Kontrolle gebracht werden kann.

Dies setzt auch voraus, dass die Bemühungen darum, die Kluft zwischen den reichen und den armen Ländern zu

verringern, nicht nur weitergeführt, sondern verstärkt werden. Es gibt keine Möglichkeit, die Aids-Seuche zu kontrollieren, wenn die aberwitzige Schieflage der Weltwirtschaftsordnung weiterbesteht. Der Weg der Frauen in der armen Welt zu mehr Einfluss und Selbstbestimmung geht nur über wirtschaftliches Wachstum, wirtschaftliche Gerechtigkeit, wirtschaftliche Emanzipation. Ich liege im Dunkel, in dem ich eben aufgewacht bin, und formuliere diese Gedanken. Rousseau hat gesagt: »Die Vernunft formt den Menschen, aber das Gefühl leitet ihn.« Gefühl und Vernunft, beides wird gebraucht, wenn die weltweite Solidaritätsbewegung angesichts der verheerenden Folgen der Aids-Epidemie entstehen soll, auf die wir immer noch so dringlich warten. Erst wenn grundsätzliche Haltungen sich ändern, insbesondere die Einstellungen der Männer gegenüber Frauen, und wenn gleichzeitig das Thema Aids an die Spitze der Tagesordnung in den Machtzentren der Welt gerückt ist, dürfen wir anfangen zu glauben, wir könnten diese Krankheit auf die gleiche Art und Weise besiegen, wie es uns früher gelungen ist, tödliche Seuchen zu besiegen.

Wir müssen unsere Hoffnung auf die Jugend setzen, dass sie sich nicht mit den gegenwärtigen Maßnahmen begnügt, sondern ganz andere Anstrengungen im Kampf gegen Aids fordert und durchsetzt. Es darf nicht mit einer tödlichen Bedrohung verbunden sein, mit jemandem zu schlafen. Zugleich muss klargestellt sein, dass ein allzu egoistisches Ausleben der eigenen Sexualität gleichbedeutend sein kann mit vollständiger Rücksichtslosigkeit gegenüber einem anderen Menschen.

Viel Zeit ist schon verstrichen. Doch an dem Tag, an dem wir einsehen, dass das HI-Virus zu uns gekommen ist, um

zu bleiben, können wir den Widerstand vielleicht auf ein höheres Niveau anheben. Die arme Frau südlich der Sahara, die heute an Aids stirbt, ist in dieser Perspektive meine Schwester, meine Tochter oder meine Mutter. Die Gesichter, die ich im Dunkeln sehe, wenn ich nachts aufwache, erinnern mich an die einfache Wahrheit, dass der Mensch, und nur der Mensch, verantwortlich ist für die Zukunft des Menschen. Und, wie ich schon so viele Male geschrieben habe: Noch ist nichts zu spät. Trotz allem.

Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt

IM SÜDEN NICHTS NEUES

Die größte Massenvernichtungswaffe unserer Zeit:
das HI-Virus

Alle sechs Sekunden eine Ansteckung mit dem tödlichen Virus. Jeden Tag 8000 Aids-Tote. Im vergangenen Jahr fünf Millionen Neuinfektionen. Weltweit sind nahezu 40 Millionen Menschen HIV-positiv. Die Zahlen sind furchterregend, sie übersteigen unsere Vorstellungskraft. Es sind die jüngsten Zahlen der Vereinten Nationen, die jährliche Statistik des Aids-Todes. In Deutschland werden sie entweder kopfschüttelnd zur Kenntnis genommen oder einfach ignoriert. Die Pandemie wird hierzulande nicht mehr als akute Bedrohung empfunden, denn die Zahl der Infizierten im Bundesgebiet – 56 000 – ist im Weltmaßstab gering. Der Aids-Tod hat seinen Schrecken verloren, weil die irrite Vorstellung herrscht, antiretrovirale Medikamente könnten die Krankheit heilen. Wer nicht betroffen ist, bagatellisiert die Seuche oder verdrängt sie gleich ganz.

Erst war es der »Schwulenkrebs«. Dann traf es die Prostituierten und Drogensüchtigen. Schließlich die Schwarzen. Dazwischen lag eine kurze Schockwelle in den 80er Jahren, als man feststellte, dass jeder gefährdet ist. Dennoch ist Aids, das *Acquired Immune Deficiency Syndrome*, im Bewusstsein des reichen Teils der Welt ein Fluch geblieben, der immer die anderen trifft, die Abweichler, die Geschei-

terten, die Armen, die Afrikaner. Die Pandemie ist unfasslich wie die Pest, sie scheint an einem anderen Ort, in einer anderen Zeit zu wüten. Und da frei nach Albert Camus ein toter Mensch nur dann etwas wiegt, wenn man ihn tot gesehen hat, sind Millionen in der Geschichte verstreute Aids-Leichen »nichts als Rauch in der Einbildung«.

Die Afrikaner müssen sich manchmal vorkommen wie die Menschen, die in Camus' Roman »Die Pest« in der Küstenstadt Oran eingesperrt sind. Ihr Kontinent ist von einer gigantischen Sichtblende umschlossen, sie leiden und sterben unbeachtet. Aber das Virus überspringt Schutzwälle und Staatsgrenzen, und die erweiterte Wohlstandszitadelle der Europäischen Union kann nicht wie eine mittelalterliche Stadt ihre Tore verrammeln und darauf hoffen, verschont zu bleiben. Auch Aids ist ein Phänomen der Globalisierung, die Erreger nehmen jedenfalls deren Eigenschaften an. Sie bewegen sie um die Erde wie Düsenjets, Datenströme, Finanzflüsse oder Migrationswellen, sie sind schnell, entgrenzt, unwägbar.

Die Pandemie verbindet den Norden und den Süden, und zugleich trennt sie die beiden Hemisphären. In den wohlhabenden Ländern werden die Infizierten durch bessere Therapien immer älter; Aids ist zu einer chronischen Krankheit geworden. In den Entwicklungsländern bleibt die Immunschwäche tödlich, sie rafft immer mehr Menschenleben hin und drückt die Lebenserwartung. Wer Lesen und Schreiben kann, ist weniger bedroht. Wer sich die teuren Arzneien nicht leisten kann, stirbt. »Die Wahrheit über Aids ist eine allgemeine Wahrheit darüber, wie die Welt heute aussieht«, schreibt Henning Mankell.

In Kasachstan, Estland, Russland oder der Ukraine breitet sich die Epidemie mit hoher Geschwindigkeit und so

gut wie unkontrolliert aus. Noch dramatischer ist das Tempo in Indien, wo sich unterdessen 2,5 Millionen Menschen angesteckt haben. Die neue Wirtschaftsmacht verzeichnet eine der weltweit höchsten Zahlen von Infizierten, sie schließt allmählich zu Südafrika, dem Spitzenreiter in der Statistik des Todes, auf. Aber dort, in der Kaprepublik und in den Nachbarstaaten des südlichen Afrika, können die heute noch gleichgültigen oder zögerlichen Regierungen besichtigen, was morgen auf ihre Gesellschaften zukommt, wenn sie nicht schleunigst gegensteuern: In dieser Region ist die Pandemie in ihre verheerendste Phase getreten. Es sind Bilder von überfüllten Hospizen, endlosen Leichenzügen, ausufernden Friedhöfen. In Swasiland beträgt die allgemeine Ansteckungsrate unterdessen 39 Prozent, von den schwangeren Frauen sind sogar 56 Prozent infiziert – das sind traurige Weltrekorde. In Botswana ist die durchschnittliche Lebenserwartung auf 34,9 Jahre gesunken. In Sambia sterben per annum doppelt so viele Lehrer, wie an den Hochschulen ausgebildet werden. In Malawi hungern Familien, weil es an Arbeitskräften auf den Feldern fehlt. Das Heer der Aids-Waisen in Afrika ist auf 12 Millionen angeschwollen.

Aids verschärft das Elend. Aids lässt die Gesundheitskosten explodieren. Aids frisst das Wachstum auf. Aids unterhöhlt die Entwicklung. So wie das Virus das Immunsystem des menschlichen Körpers zerstört, zersetzt die Seuche das soziale Gewebe der Gesellschaft. Am Ende wird es still in den Dörfern, so still wie in Europa während der Pestzeit, als Petrarca aus Verona berichtete: »Man hört keine Stimmen, kein Weh, keine Schmerzensrufe, kein Weinen mehr.«

Der amerikanische Geheimdienst CIA nannte HIV / Aids

im Frühjahr 2001 die »größte Bedrohung« für Demokratie, Sicherheit und Stabilität in Afrika. Dann kam der Herbst, der 11. September, und seither ist die größte Bedrohung eine ganz andere: der globale Terrorismus. Aber Milliarden von Erdenbürgern fühlen sich nicht durch Terroristen bedroht. Sie *sind* bedroht durch Armut, Hunger, Seuchen. Aus ihrer Sicht heißt die furchtbarste Massenvernichtungswaffe *Human Immunodeficiency Virus* (HIV). Seit seiner Entdeckung im Jahre 1981 fielen dem Erreger rund 25 Millionen Menschen zum Opfer. Man muss keine Cassandra sein, um zu prophezeien, dass die Epidemie in dreißig Jahren vermutlich mehr Leben ausgelöscht haben wird als der Zweite Weltkrieg. Das sind niederschmetternde Prognosen, aber selbst die scheinen die Mächtigen der Welt nicht übermäßig zu beunruhigen.

Stephen Lewis, der ehemalige UN-Sonderbeauftragte für Aids, erklärte nach dem Anschlag in New York: »3000 Menschen starben durch einen furchtbaren Terrorakt, und in ein paar Tagen redete die Welt von Hunderten von Milliarden Dollar für den Kampf gegen den Terror ... im gleichen Jahr starben 2,3 Millionen Afrikaner an Aids, und wir müssen bitten und betteln um ein paar hundert Millionen Dollar.« Der zornige Ex-Diplomat aus Kanada wirft dem reichen Teil der Welt *mass murder by complacency* vor. Frei übersetzt: Massenmord, begünstigt durch satte Selbstzufriedenheit. So besehen mutet die weltweite Hysterie, die ein paar tausend SARS-Fälle oder die Meldungen über die Vogelgrippe ausgelöst haben, geradezu absurd an.

Jenseits von Afrika hat man die sozialen, ökonomischen und sicherheitspolitischen »Kollateralschäden« der Pandemie noch nicht begriffen. Sie zerrüttet Staaten und ruiniert Volkswirtschaften. Sie verschärft Krisen und Kon-

flikte. Sie gefährdet die Stabilität ganzer Regionen. Aber es sieht nicht so aus, als würde die weltpolitische Elite aus den Erfahrungen von Afrika lernen. Sie haben eben wichtigere Dinge zu tun, als sich mit der verheerendsten Katastrophe unserer Zeit herumzuschlagen. Ihre Gleichgültigkeit, sagt Stephen Lewis, sei obszön.

UND DAS SOLL

ALLES GEWESEN SEIN? ■

Was ich als Priester wollte und wie ich zum Aids-Aktivisten in Afrika wurde

Ich erinnere mich noch sehr genau daran, so als ob es gestern gewesen wäre. Juli 1986, kurz nach meiner Priesterweihe. Ich war gerade auf der A 48 unterwegs von Koblenz nach Trier. Plötzlich überkam mich eine nie zuvor gefühlte Beklemmung: Soll das nun alles gewesen sein?

Der Hunsrück und die Eifel rauschten an mir vorbei, und ich fühlte mich eingesperrt wie in einen goldenen Käfig. Mein künftiges Priesterleben schien auf ein paar wenige, genau definierte Koordinaten beschränkt zu sein. Eine Pfarrei, der Kirchendienst, die seelsorgerischen Pflichten – ich sah mein Leben im Zeitraffer vorbeiziehen. Am Ende würde dann eine kleine Notifikation stehen: »Dem Herrn hat er treu gedient ...«, dazu die Aufzählung der Pfarreien und achtbaren Nebenposten und der Dank des Bischofs von Trier. Aber ich streifte dieses Gefühl der Enge und Verlorenheit ab und trat meine erste Stelle als Kaplan in Münster-Sarmsheim an. Ich war bereit, meinem persönlichen Weihe spruch zu folgen und die »herrliche Freiheit der Kinder Gottes« zu erfahren.

Ich engagierte mich zu dieser Zeit intensiv in der Friedensbewegung – sehr zum Leidwesen meines bischöflichen Personalchefs. Ich nahm an der Sitzblockade des

amerikanischen Atomwaffendepots in Hasselbach teil, wurde festgenommen und landete zusammen mit Petra Kelly und Gert Bastian in einem Gefangenentransporter der Polizei. Als die Vertreter meines Bistums um 19 Uhr in den *heute*-Nachrichten des ZDF die Festnahme des Kaplans sahen, waren sie alles andere als erfreut. Meine Karriere, wenn man das in der Kirche überhaupt so nennen kann, schien schon in den ersten sechs Monaten ins Stocken zu geraten.

Anfang der 90er Jahre, als der erste Golfkrieg ausbrach, wirkte ich als Vikar in Andernach. Meine Gemeinde St. Peter wurde zu einem Hort des spirituellen Widerstandes in der Region – und wiederum ging meine Friedensbewegtheit den Vorgesetzten ziemlich auf die Nerven. Hinzu kam, dass ich mich als Jungpriester zunehmend unwohl fühlte. Sonntags auf der Kanzel predigen und vom wirklichen Leben keine Ahnung haben – ich spürte, dass ich mehr Lebenserfahrung brauchte, bevor ich wirklich »Seelsorger« sein konnte. Also stellte ich einen Antrag auf Beurlaubung. Aus dem ursprünglich geplanten Sabbatjahr wurden am Ende fast deren fünf, und ich arbeitete in dieser Phase nicht immer im Weinberg des Herrn, sondern auf ganz anderen Feldern. Im Drive-in-Restaurant von McDonald's lernte ich zum Beispiel die Zubereitung von Hamburgern. Das war nach dem Fall der Mauer; ich hätte damals die Möglichkeit gehabt, eine lukrative Stelle bei McDonald's in Ostdeutschland anzunehmen. Aber das lehnte ich ab. Ich wollte Lebenserfahrung, keine Karriere.

Lieber ging ich für 18 Monate auf eine Finca nach Spanien und lernte diverse Farmtätigkeiten wie die Ernte und Verarbeitung von Mandeln. Anschließend zog es mich zurück ins Saarland, wo ich auf einer Station für Krebspa-

tienten im finalen Stadium als Pflegehelfer arbeitete. Danach betreute ich im Auftrag von Pax Christi Flüchtlinge in Kroatien. In Mostar habe ich zum ersten Mal begriffen, welche furchtbaren Folgen ein Krieg nach sich zieht. Die nächste Station war Frankfurt, der Sozialdienst am internationalen Flughafen, der sich gestrandeter Flüchtlinge und Asylbewerber annimmt. Meine Hauptaufgabe war die Betreuung von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingskindern. Diese Erfahrung markiert einen Wendepunkt in meinem Leben. Ich lernte recht schnell, dass das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland an der Passkontrolle endet – und oftmals auch die allgemeinen Menschenrechte.

Ich musste mit ansehen, wie Kinder traumatisiert wurden, die Bundesgrenzschützer mit vorgehaltener Maschinengewehr arretierten und in eine Art Ikea-Knast im Terminal 2 steckten. Oder wie man einen zweijährigen Flüchtlingsjungen als Gefahr für die Bundesrepublik abwies, obwohl dessen Mutter Aufenthaltsrecht in Deutschland genoss. Oder wie so genannte Schüblinge in ihrer Verzweiflung versuchten, sich das Leben zu nehmen. Nach solchen Erlebnissen kam mir Deutschland vor wie eine Bananenrepublik. In dieser Zeit wurden mein Menschenbild und damit auch mein Gottesbild auf eine harte Probe gestellt. Im Nachhinein aber bin ich für alle diese Erfahrungen dankbar – ich wäre heute nicht der, der ich bin.

Die Schlüsselerfahrung war der massive Konflikt mit Manfred Kanther, dem damaligen Bundesinnenminister. Es ging um sieben Sudanesen, die wochenlang mit einem Hungerstreik gegen ihre Abschiebung protestierten. Drei Mal verhinderte das Bundesverfassungsgericht diese Zwangsmaßnahme in letzter Minute, aber dann kam der

Tag, an dem Kanther die Asylsuchenden in Eisen legen, in einen Privatjet stecken und nach Khartum verfrachten ließ. Ich hatte mich während des achtwöchigen Hungerstreiks mit einem der Sudanesen besonders angefreundet – einem ruhigen, zurückhaltenden jungen Mann, bei dem es einen begründeten Verdacht gab, dass er gefoltert worden war. Als Asylgrund reichte das allerdings nicht aus, und so hatte ich beschlossen, den Unglücklichen auf dem Wege einer Erwachsenenadoption zu schützen. Seine sechs Freunde aber waren wieder im Sudan, und ein Reporter der Illustrierten *stern* fand per Blitzrecherche heraus, dass es sich um reine Wirtschaftsflüchtlinge gehandelt hätte. Der Artikel war Innenminister Kanther hochwillkommen, er lieferte den scheinbaren Nachweis, dass er richtig gehandelt hatte.

Ich flog in den Sudan, um den Sachverhalt aufzuklären, auch mein Arbeitgeber, der Caritasverband, hatte großes Interesse daran; durch eine Klarstellung würden wir wenigstens als moralische Sieger hervorgehen. Es gelang mir, alle Abgeschobenen zu besuchen und nachzuweisen, dass die Darstellungen im *stern* nicht den Tatsachen entsprachen. Der Reporter hatte zum Beispiel das Wunder zuwege gebracht, die Mutter eines Abgeschobenen zu sprechen, die sich zum Zeitpunkt des Interviews in einem Dorf befand, das 400 Kilometer vom Aufenthaltsort des *stern*-Mannes entfernt war. Meine Nachforschungen gefielen den sudanesischen Behörden nicht – und den deutschen noch viel weniger. Als ich nämlich zwei Wochen später wieder auf dem Flughafen von Frankfurt landete, wurde die Maschine von einer BGS-Einheit umstellt. Zusammen mit meinem Begleiter wurde ich in Gewahrsam genommen. Auf der Wache sprang mir ein Fahndungsplakat von

Interpol ins Auge: »Gesucht wird ... Stefan Hippler«. Ich begriff, dass die Lage sehr ernst war – man ermittelte wegen Schlepperei und Bildung einer kriminellen Vereinigung gegen mich! Über einen Anwalt erwirkte ich unsere Freilassung. Kurz darauf kam die telefonische Mitteilung des Caritasverbandes: Sie sind fristlos gekündigt.

Die Konfrontation mit der Staatsmacht, die Unwahrheiten der Presse, die inhumane Abschiebepraxis – all dies hat mein Wertesystem grundlegend erschüttert. Im juristischen Streit mit dem *stern* behielt ich die Oberhand, und nach einem halben Jahr wurden auch die strafrechtlichen Ermittlungen gegen mich eingestellt. Die Caritas nahm mich nach Androhung einer arbeitsgerichtlichen Klage wieder in den Dienst auf. Aber Deutschland war zu eng geworden, ich wusste, dass ich hier wenig Zukunft hatte.

1997 erlaubte mir mein Bistum, den pastoralen Dienst im Ausland fortzusetzen, eine Entscheidung, für die ich meinem damaligen Bischof Hermann Josef Spital heute noch dankbar bin. So ging ich nach Afrika – und kam in Kapstadt zum Entsetzen meiner neuen Gemeindeschwester nicht alleine, sondern mit einem jungen Mann an, nämlich meinem sudanesischen Freund, den ich adoptiert hatte. Es sei ja klar, was es bedeutet, wenn zwei Männer zusammenleben, meinte sie. Und schon gab es wieder Ärger: Die Gemeindeschwester informierte nämlich sofort meine vorgesetzte Dienststelle in Bonn, aber eine kurze Erklärung genügte, um die Wogen zu glätten.

Nun begann eine große Herausforderung: der Neuaufbau der katholischen Gemeinde am Kap, die sich in einem Zustand der Stagnation befand. Es gab weder eine eigene Kirche noch ein Pfarrhaus, die Pfarrdatei bestand aus einer handgeschriebenen Liste. Ich besuchte die Familien, er-